Münster 1935 No 374 Med DiSS

Aus dem Institut für Geschichte
der Medizin der Medizinischen Akademie in Düsseldorf
Direktor: Prof. Dr. W. Haberling

Medizinisches bei Horaz

Inaugural-Dissertation

zur
Erlangung der Würde eines doctor medicinae
durch die
Medizinische Fakultät der
Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster
in Gemeinschaft
mit der Medizinischen Akademie in Düsseldorf

Vorgelegt von
Käthe Winzen
aus Düren-Niederau (Rhl.)

1935

Druck: Joh. van Acken, Buchdr., Krefeld

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Referent:
Prof. Dr. W. Haberling.

Ich gebe die Versicherung ab, daß ich die vorliegende Arbeit ohne unerlaubte Hilfe angefertigt habe.

Käthe Winzen.

Düsseldorf, den 1. Juli 1934.

Inhaltsangabe

		Seite
1.	Das Leben des Horaz	7
2.	Aerztestand zur Zeit des Horaz	9
3.	Krankheitsursachen nach Horaz	10
4.	Heilgötter	12
5.	Krankheitsschilderungen	12
6.	Behandlungsmethoden	16
7.	Gesundheitspflege	19
8.	Giftmord, Aberglaube und Zauberei	21
9.	Sittenleben zur Zeit des Horaz	24
10.	Schlußbetrachtung	28
	Lebenslauf	31

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41547204_0108

1. Das Leben des Horaz.

Die Dichtung der Antike hat zwei Blütezeiten gehabt: im klassischen Altertum der Griechen und im augusteischen Rom. Mit der Persönlichkeit des Großneffen Cäsars, des Caius Julius Cäsar Oktavianus, war dem Jahrhundert der Bürgerkriege ein Ende gesetzt und dem friedlosen, verworrenen Staat eine Autorität gegeben. In energischer, doch vorsichtiger Weise kräftigt Oktavian die Grundlagen und Stützen des Staates. Er reformiert das Rechtswesen, versucht die öffentliche Moral Roms zu heben und die Unantastbarkeit der Familie wieder aufzurichten. Die Künste und Wissenschaften pflegt und fördert er. Dichter, Philosophen, Geschichtsschreiber versammeln sich an seinem Hofe und besingen und beschreiben „das goldene Zeitalter".

Unter den Dichtern ragt Horaz durch Selbständigkeit des Charakters und künstlerische Begabung hervor. Als sein Geburtsdatum läßt sich aus der 27. Ode des III. Buches das Jahr 65 v. Chr. erkennen. Sein Geburtsort ist Venusia, ein apulisches Städtchen mit herrlicher Umgebung. Früh verließ er mit seinem Vater, einem Freigelassenen, die Heimat, um in Rom und Athen seinen Studien, hauptsächlich Philosophie, nachzugehen. Mit größter Liebe und Ehrerbietung spricht der Dichter von der fürsorglichen Erziehung, die sein Vater ihm zuteil werden ließ. (1. Buch 6. Satire.) Im Jahre 44 verließ Horaz Athen, um den Fahnen des Brutus zu folgen. Die Schlacht bei Philippi setzte seiner kriegerischen Laufbahn ein schnelles Ende. Er kehrte nach Rom zurück, wo er seinen Unterhalt als Schreiber bei der Hauptstaatskasse gewann. Sein väterliches Erbe war ihm bei der Ackerverteilung unter die Veteranen enteignet worden. Im Jahre 38 wurde er durch Virgil dem Mäcenas vorgestellt, der ihn nach neunmonatlicher Prüfungszeit in seinen Freundeskreis aufnahm und ihm das Sabinische Landgut schenkte. Durch ihn wurde er mit Oktavian bekannt und befreundet. Die Freigebigkeit des Augustus, der ihn gerne ganz an seinen Hof gefesselt hätte, enthob ihn aller weiterer finanzieller Sorgen. Der gewöhnliche Aufenthalt des Dichters war wohl von nun an Rom. Doch finden wir ihn auch oft auf seinem geliebten Sabinum. Er starb kurz nach dem Tode seines Gönners Mäcenas 8 v. Chr.

Horaz gibt in seinen Werken, vor allem in seinen Satiren und Briefen, ein wahrheitsgetreues, farbiges Bild der römischen Gesellschaft, des römischen Lebens. Er zeigt uns die lärmende, menschenwimmelnde Hauptstadt; wir wandern mit ihm über den Markt, zu den städtischen Bädern und Brunnen, in die Barbierläden. Wir be-

gleiten ihn zum Morgenbesuch bei Mäcenas, in den Gerichtssaal, aufs Marsfeld zum Sport.

Geibel charakterisiert Horaz mit folgenden Worten: „Horaz ist zwar kein Dichter, der sich neben Homer, Dante und Shakespeare nennen ließe, kein ursprünglicher Genius von überwältigender Größe, aber der hochbegabte Sohn eines feingebildeten Zeitalters und der liebenswürdigste Begleiter für das Leben, ein frommes Weltkind voll lächelnder Weisheit, immer klar und wahr, heiter und anmutig . . ."

Ja, Horaz war ein glücklicher Mensch. Allen Extremen abhold, verstand er es, sich einen Lebensstil zu erringen, der ihn bei Mit- und Nachwelt sympathisch machte. Von den beiden philosophischen Geistesrichtungen seiner Zeit macht er sich das Beste zu eigen, ohne sich einer von ihnen mit Leib und Seele zu verschreiben. Im Sinne des Stoizismus zieht er gegen die Laster seiner Zeit witzig und satirisch, manchmal leidenschaftlich, zu Felde. Andererseits macht es ihm Freude, manche sinnlosen stoischen Sentenzen ins Lächerliche zu ziehen. (2. Buch 3. Satire, 1. Buch 3. Satire.) Sein Frohsinn und Humor, seine Freundesliebe und die unbeirrbare Selbständigkeit seines Charakters machen ihn zum Anhänger der Epikureer. Ihren Leitsatz: „Nil admirari!" (1. Buch 6. Epode) macht auch er zu seinem Lebensprogramm. Gelegentlichen Liebesabenteuern, Gastmälern und Zechgelagen ist er nicht abgeneigt. Alles zu seiner Zeit! „Süß ist zu schwärmen am rechten Ort." (Ode IV. 12. 28.) Die befreienden Wirkungen des Alkohols verherrlicht er in der berühmten Ode an seinen Weinkrug (Ode III. 21). Doch mehr noch als die Freuden der Großstadt lobt Horaz das einfache Landleben. Die begeisterndsten Worte findet er, wenn er sein geliebtes Sabinum preist.

Der Dichter huldigt der Lehre von der „Aurea mediocritas". In der 10. Ode des II. Buches vergleicht er das Leben mit einer Schifffahrt. Der kluge Steuermann meidet die Höhe des Meeres und die Nähe des Ufers, um Gefahren zu entgehen. „Wer den goldenen Mittelweg wählt, der ist sicher . . ." Die goldene Mitte führt zu der Eigenschaft, die der Dichter am meisten schätzt und anerstrebt: zur Zufriedenheit. Wie häufig sind seine Mahnungen zur Genügsamkeit in seinen Werken zu finden. Dem jungen Lollius bekennt er sein tägliches Gebet:

„Laßt mir, Götter, was ich besitze, wäre es auch weniger, sofern mir vergönnt wird, noch länger zu leben. Laßt mir's nicht fehlen an Büchern und auf ein Jahr hin an Fruchtvorrat, daß ich nicht wegen der ungewissen Zukunft in Hoffnung hin und her schwanke. Es genügt, den Himmel zu bitten um das, was er schenkt und wieder nimmt. Er verleiht Leben und Unterhalt, ein zufriedenes Herz will ich mir selber schenken." (Brief 1. 18, 106.)

Zu demselben Freunde spricht er: „Wem das Geschick genügend gab, der wünsche sich nicht mehr. Weder Haus noch Gut, weder Erz noch Gold entfernen bei dem Gebieter das Fieber aus dem kranken Leib und die Unruhe aus dem Gemüte. Erst muß der Be-

sitzer gesund sein, wenn er das gesammelte Gut richtig zu verwenden gedenkt." (Brief I. 2, 46—50.)

Daß Zufriedenheit in großem Maße vom körperlichen Zustand abhängt, ist Horaz aus eigener Erfahrung bekannt. „Wenn Magen, Brust und Füße gesund sind, besitzt man königliche Schätze." (Brief I. 11.) Neben den Augen waren diese drei Körperstellen die loci minoris resistentiae für Horaz. Oft klagt er über Herzbeklemmung und Magenbeschwerden, Gichtanfälle und Augenleiden, besonders wenn er nach einem üppigen Gelage in der Stadt sich zu einer Diätkur auf sein Landgut zurückzieht. Diese Krankheiten brachten es wohl mit sich, daß zu seinem Freundeskreis auch zwei Aerzte gehörten: Craterus (Sat. II. 3, 161) und der berühmte Antonius Musa (Brief I. 15, 3), dessen Bronzestatue Oktavian neben der Bildsäule des Aeskulap hatte errichten lassen. Musa hatte Augustus durch eine systematische Kaltwasserkur von einem hartnäckigen Leber- und Gichtleiden befreit. Er war ein griechischer Freigelassener, wie ja fast die ganze Medizin zu dieser Zeit in den Händen der eingewanderten Griechen lag.

2. Aerztestand zur Zeit des Horaz.

Lange hatte man sich in Rom mit Hausmitteln und Beschwörungsformeln für Mensch und Tier beholfen. Die Heilkunde hatte nicht Schritt gehalten mit den übrigen Wissenschaften. Seit dem dritten vorchristlichen Jahrhundert waren die römischen Aerzte von den einwandernden griechischen Heilkünstlern fast ganz verdrängt worden. Es dauerte jedoch lange, bis das Mißtrauen gegen die ausländische Kunst ganz geschwunden war. Die griechischen Aerzte, meist Sklaven oder Freigelassene, waren ihrer Gewaltkuren und Radikalmittel wegen nicht beliebt. Erst Asclepiades aus Bithynien (um 70 v. Chr.) gelang es, die griechische Medizin in Rom einzubürgern. Er hatte, nachdem er sein Vaterland in den verschiedensten Richtungen durchreist, in Rom die rhetorische Schule besucht und sich dann der ärztlichen Praxis zugewandt. Als Grundlage und Ausgangspunkt alles Seins nahm Asclepiades flottierende Atome, corpuscula, an, die von Ewigkeit her in geordneter Bewegung sind. Ein Krankheitszustand besteht nach seiner Lehre dann, wenn das richtige Verhältnis der Körperchen zueinander oder zu den Gängen, in denen sie flottieren, verschoben ist. Reiben, Massage, Schaukeln sollen die in Unordnung geratenen Atome wieder in die richtigen Beziehungen zueinander bringen. Passive Bewegungen sah daher Asclepiades als Grundlage aller Therapie an. Er verwarf die herkömmlichen Quälereien mit Brech- und Abführmitteln, die Schwitzkuren und Aderlässe. An Stelle der erstarrten Lehren der Humoralpathologie forderte er eine auf Ueberlegung und Beobachtung begründete, naturgemäße Heilmethode. Er kam dem Geschmacke seiner Zeitgenossen noch mehr entgegen, indem er als erster in der Medizin

Weingenuß und warme Bäder in den Dienst der Krankenbehandlung stellte. — Die großen Erfolge hat Asklepiades wohl größtenteils seinen Neuerungen in der Therapie und seiner hervorragenden Menschenkenntnis zu verdanken. Er verstand es, das Mißtrauen gegen die griechische Heilkunst zum Verschwinden zu bringen und zu den höchsten Kreisen Zutritt zu erlangen. Durch die angebliche Wiedererweckung eines schon im Sarge liegenden Scheintoten geriet er gar in den Ruf eines Wundertäters.

Daß es zu Zeiten des Horaz einen Aerztestand gegeben hat, ersehen wir aus seinen Worten: „Mit Stabwurz heilt nur, wer die Mischung erlernte; was Sache der Aerzte ist, bieten Aerzte dar. Jeder Künstler übt seine Kunst." (Brief II. 1, 114.) Doch noch nicht lange bestand ein anerkannter Aerztestand. In den ältesten römischen Gesetzen sind manche hygienischen Anordnungen getroffen; jedoch nirgendwo findet man eine Bemerkung über das Wirken eines Arztes. Auch als die griechische Heilkunst als sogenannte „Haus- oder Sklavenmedizin" in Rom heimisch geworden war, konnte man noch nicht von einem Aerztestand sprechen. Die Heilkunde in der Hand des Servus medicus oder medicus libertus entbehrte jeder wissenschaftlichen Grundlage und bestand fast nur aus technischen Dienstleistungen. Eine tiefe Kluft trennte den griechischen Heilkundigen, Sklaven oder Freigelassenen, von dem römischen Vollbürger, dem alles Fremde verhaßt war, und der es für unehrenhaft hielt, einen bezahlten Beruf auszuüben. Erst als man anfing, den artes liberales mehr Interesse zuzuwenden und der alte Standpunkt, daß kein Freier einen Freien bedienen dürfe, ins Wanken geriet, entstand um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts der Begriff des wissenschaftlich vorgebildeten und gesellschaftlich hochstehenden „medicus". Cäsar war der erste Staatsmann, der einen Aerztestand berücksichtigte. Durch einen Erlaß um 46 v. Chr. verlieh er allen in Rom wohnenden freien ausländischen Aerzten das römische Bürgerrecht. Die Vergünstigungen, die Augustus seinem oben genannten Leibarzt Antonius Musa verliehen hatte, insbesondere die Abgabefreiheit, dehnte er später auf alle Berufsgenossen des Antonius aus und kräftigte somit die Stellung des medicus als Vollbürger.

In Satire II. 3 findet Horaz lobende Worte für den Arzt, der „sehr gewandt in Entschlüssen und getreu war" und dadurch einen schlafsüchtigen Geizhals ins Bewußtsein zurückrief. In demselben Werke stellt er das Wirken des Arztes dem Zufall, also der Natur gleich, und erinnert dabei an den Ausspruch des Hippokrates, daß der Arzt der Diener der Natur sei. Seinen Leibarzt nennt er „treu ratend". (Brief I. 8.)

3. Krankheitsursachen nach Horaz.

Ueber Krankheitsursachen hat Horaz nur vage Vorstellungen, die teils im Mythisch-Religiösen liegen, teils klimatisch bedingt sind. Der christlichen Vorstellung vom Sündenfall, durch den

die Sünde und der Tod in die Welt gekommen sind, entspricht die Sage von dem unheilvollen Wagemut des Prometheus. (Ode I. 3.) „Vermessen hat des Japetus Sohn einst der Menschheit das Feuer durch verderbliche List zugetragen. Als er das Feuer aus der himmlischen Behausung entwendet hatte, da brachen Siechtum und das vordem unbekannte Heer böser Fieber über die Länder herein, und der ehemals ferne Tod beschleunigte seinen Schritt."

Ueberaus gefürchtet sind die heißen Südwinde, die die giftigen Dünste der pontinischen Sümpfe in die Stadt bringen. Die ländliche Phidyle bittet die Götter, ihre Weinreben vor dem „Pesthauch des Africus" zu behüten. (Ode III. 23.) Am gefährlichsten ist der Schirocco zur Herbstzeit, während der man am besten die Stadt verläßt. Horaz spricht in Satire II. 6.: „Habe ich mich aus Rom in die Berge und auf mein Gut begeben, dann ärgert mich weder die Ruhmsucht der Städter, noch schadet mir der bleierne Südhauch, noch der gefährliche Herbst, der der Leichengöttin Libitina Gewinn bringt." Doch ewig lebt niemand. „Umsonst meiden wir zur Herbstzeit den Gifthauch des Südwindes, wir müssen doch den schwarzen Cocytus schauen, der trägen Laufes dahinschleicht." (Ode II. 14.) Gegen den Nordwind errichtete man weite Säulenhallen. (Ode II. 15.)

Den großen Einfluß des Klimas auf das körperliche Wohl des Menschen finden wir bei Celsus, dem größten medizinischen Schriftsteller der Römer, berücksichtigt. In seinem 2. Buch in dem Kapitel über Krankheitsbedingungen spricht er über den Einfluß der Jahreszeiten und Witterungsverhältnisse. Der Nordwind erregt nach ihm Husten, macht den Schlund rauh, ruft Verstopfung hervor, unterdrückt den Urin, erzeugt Schüttelfrost, erregt Schmerzen in den Seiten und in der Brust. Den gesunden Körper kräftigt er, macht ihn behende und leicht beweglich. Der Südwind, Auster, erzeugt Schwerhörigkeit, stumpft die Sinne ab, erregt Kopfschmerzen und Durchfall, macht den Körper träge, saftreich und matt. Im Frühling hat man am meisten solche Krankheiten zu fürchten, welche durch die erneuten Bewegungen der Säfte entstehen. So pflegen sich nach seiner Meinung zu dieser Jahreszeit Augenentzündungen, Pusteln, Blutungen, Abszesse, schwarze Galle, Wahnsinn, Epilepsie, Halsentzündungen, Schnupfen und Katarrhe einzustellen. Im Sommer herrscht noch die Mehrzahl dieser Krankheiten vor. Hinzu kommen noch Fieber, Erbrechen, Durchfälle und Schweiße. Der Herbst rafft die von langwieriger Krankheit Erschöpften hinweg, andere schwächt er durch neu auftretende Krankheiten. Keine andere Jahreszeit ist so günstig für das Entstehen von Seuchen. Der Winter erregt Kopfschmerzen, Husten und alle sonstigen Affektionen im Schlund, in den Seiten und in den Eingeweiden. Am schlimmsten soll für eine Krankheit die Witterung sein, unter deren Einfluß sie entstand, so daß es eine heilsame Veränderung ist, wenn diese Witterung in eine andere umschlägt, selbst wenn letztere an und für sich noch schädlicher ist als die erste.

4. Heilgötter.

Der Gott der Heilkunde und Gesundheit ist Phöbus Apollo. Zu ihm fleht Horaz bei der Einweihung des Tempels auf dem Palatinischen Hügel: „Gib, Sohn der Latona, daß ich mich mit gesundem Geist und gesundem Körper meines Besitztumes erfreue und ein rühmliches Alter erlebe." (Ode I. 31, 17.) Im Säkularischen Festgesang singt der Chor der Jünglinge: „Phöbus erquickt durch die Heilkunst die ermatteten Glieder des Leibes."

Doch nicht immer erscheint Apollo als Gott des Heiles. Seine Unterscheidungszeichen sind Pfeil und Bogen, wie ihn auch Homer in der Ilias zeichnet. Zürnt er, so spannt er den Bogen, und seine Pfeile bringen Krankheit und Tod. „Verbirg das Geschoß", bitten die Knaben im säkularischen Festgesang. Horaz nennt ihn in Ode I. 12, 23 „Furchtbar durch treffende Pfeile".

Diana, die jungfräuliche Beschützerin der Berge und Wälder, erhört die Frauen, die sie in Geburtswehen dreimal anrufen und entreißt sie dem Tode. (Ode III. 22.) Sie ist die Mutter einer fruchtbaren Nachkommenschaft. Im säkularischen Festgesang flehen die Jungfrauen zu ihr: „Die du die reife Frucht zur rechten Stunde sanft ans Licht führst, schütze die Mütter, Ilithya oder Lucina, wenn du diesen Namen vorziehst, oder Genitalis. Laß, o Göttin, unseren Nachwuchs gedeihen und segne die Beschlüsse des Senates über die Vermählung der Frauen und das Ehegesetz, das uns neuen Kinderreichtum bringen soll!"

5. Krankheitsschilderungen.

Die Krankheitsbilder, die Horaz erwähnt, sind nicht immer eindeutig. Am klarsten sind die, deren Symptome er am eigenen Körper feststellen kann. So läßt sich aus podagra und cheragra leicht die Gicht erkennen, die ihm manche Lebensstunde trübte. Er nennt sie tarda hartnäckig (Sat. I. 9, 32), nodosa knotig (Brief I. 1, 32). Dem Valanerius waren „durch selbstverschuldete Gicht die Handknöchel gelähmt", so daß er sich täglich jemanden mietete, der ihm die Würfel aufhob und den Becher schüttelte. (Sat. II. 7, 15.)

Eine große Rolle spielte in Rom das Fieber. Manchmal bezeichnet Horaz Krankheit schlechthin mit febris. Frigida quartana, das kalte viertägige Fieber (Sat. II. 3, 290) scheint mit der Quartanform der Malaria identisch zu sein. In Brief I. 16, 28. wird das Fieber occulta schleichend genannt.

Augenkrankheiten scheinen im damaligen Rom sehr verbreitet gewesen zu sein. Bei Celsus nimmt die Darstellung dieses Leidens und seiner Behandlung einen großen Raum ein. (Buch VI. Kap. 6, Buch VII. Kap. 7.) Jedoch läßt sich aus seinen Schilderungen manchmal kein eindeutiges Krankheitsbild erkennen. Bei den leichteren

Erkrankungen unterscheidet er zwischen lippitudo und lippicus. Lippitudo ist von den einzelnen Autoren mit den verschiedensten Ausdrücken übersetzt worden. Am zutreffendsten scheint die Erklärung von Magnus zu sein, der sich in seiner „Augenheilkunde der Alten", Breslau 1901, Seite 263, folgendermaßen über die Bedeutung dieses Ausdruckes äußert: „So werden denn unter Lippitudo von den lateinischen Augenärzten dieser Zeit die allerheterogensten Zustände zusammengefaßt. Die mannigfachsten Arten der Bindehauterkrankungen als Katarrhe, Trachom, Blenorrhoe, die Erkrankungen der Hornhaut, Panophthalmie, sodann eigentlich alle Augenkrankheiten, die mit einer reflektorischen Vermehrung der Tränensekretion einhergehen, wie z. B. Iritis, akutes Glaukom und anderes mehr sind in dem Begriff Lippitudo enthalten." Eine ähnliche Erklärung bringt Castillo in seiner „Augenheilkunde in der Römerzeit" (S. 74).

Lippicus oder Lippus wird ziemlich einmütig mit triefäugig übersetzt. Der Verbreitung dieses Leidens nach zu urteilen, handelt es sich wohl um Conjunctivitis simplex. Horaz erzählt z. B. von einer Begebenheit, daß sie bei allen, die sich ihr Haar schneiden und sich die Augen salben lassen, bekannt sei. (Sat. I. 7. 3.) Opinor omnibus et lippus notum et tonsoribus esse war eine sprichwörtliche Redensart, die soviel wie stadtbekannt bedeutete. In den Buden der Barbiere und Augensalber verbreiteten sich schnell die Neuigkeiten des Tages. Der Dichter selber litt auch an diesem Uebel. In der Beschreibung seiner Reise nach Brundusium erzählt er, wie er unterwegs seinen kranken Augen schwarze Salbe aufstrich. „Hic oculis ego nigra meus collyria lippus inlinere." (Sat. I. 5. 30.) In Capua angekommen, war Virgil durch sein Magenleiden, er selber durch seine Augenkrankheit verhindert, an dem allgemeinen Ballspiel teilzunehmen. „Namque pila lippus inimicum et ludere crudis." (V. 49.)

Die Stelle Brief II. 2. 146 . . . „wenn dich der Durst quält und aller Wasservorrat ihn nicht stillen kann, so befragst du den Arzt", erinnert an Diabetes.

Die Schlafsucht, die Horaz öfters erwähnt, lethargus und veternus, scheint nicht die in den Tropen vorkommende Schlafkrankheit zu sein, sonst hätte der Arzt den schlafsüchtigen Geizhals nicht durch den schlauen Einfall retten können, wie der Dichter in Sat. II. 3. 145 , , , erzählt. Er läßt einen Tisch herbeiholen und darauf die mit Geld gefüllten Beutel ausschütten. Dann ruft er mehrere, damit sie das Geld zählen. Durch das Geräusch erwacht der Mann, und der Arzt spricht zu ihm: „Wenn du nicht dein Geld hütest, werden die gierigen Erben es dir wegnehmen." „Noch während ich lebe?" „Um weiter zu leben, mußt du wach bleiben und mir zuhören." „Was soll ich?" „Bald wird dir kein Blut mehr in den Adern fließen, wenn du deinen schwachen Magen nicht mit Speisen und anderen Mitteln kräftigst. Du zögerst noch. Auf, genieße hier diesen Reisbrei." „Was kostet er?" „Eine Kleinigkeit." „Nun, wie teuer ist er denn?" „Acht Kreuzer." „O weh, ist es nicht dasselbe, ob mich meine Krankheit oder Raub und Plünderung zu Grunde richten?" Nun hat der Arzt

seinen Patienten so weit wie er ihn haben wollte. Die Sorge, nicht übervorteilt zu werden, hat seine Lebenskräfte wieder geweckt. Horaz, der eine Zeitlang an dieser Krankheit litt, nennt sie „vetternus funestus". (Brief I. 8. 10.) Auch die bei Celsus (Buch III. Kap. 20) beschriebene Schlafsucht scheint den therapeutischen Mitteln nach nur eine sekundäre, vielleicht infolge von Vergiftungen oder Infektionskrankheiten zu sein. Sein wirksamstes Mittel ist das Uebergießen mit kaltem Wasser. Für Kranke, die keine Speisen zu sich nehmen, verordnet er als erster in der Medizin Nährklistiere.

Morbus cardiacus (Sat. II. 3. 161) wird von einigen Autoren mit Herz-, von anderen mit Magenleiden übersetzt. Schon Hippokrates bedient sich dieses Ausdrucks und bezeichnet damit einmal den Magenmund, ein andermal das Herz. Celsus erklärt den morbus cardiacus (Buch III. Kap. 19) folgendermaßen: „Die Erkrankung besteht in nichts anderem als einer sehr großen Schwäche des Körpers, welcher durch die Erschlaffung des Magens und durch übermäßigen Schweiß entkräftet wird. Man erkennt das Eintreten dieser Krankheit daran, daß der Puls klein und schwach ist, und daß an der ganzen Brust, am Halse und am Kopf ungewöhnlich starker und anhaltender Schweiß ausbricht, während nur die Beine und Füße trocken und kalt sind. Die Krankheit gehört zu den akuten." Der Sitz der Erkrankung war Celsus selber nicht klar, da er sie in dem Buch über die Krankheiten abhandelt, „die den ganzen Körper ergreifen, ohne daß man ihnen einen bestimmten Sitz zuweisen kann".

In dem Satz „urget diem nox et dies noctem neque est levare tenta spiritu praecordia" (Epode 17. 26) scheint es sich um ein Herz- oder Lungenleiden zu handeln.

Scabies (Brief II. 3. 453) scheint kaum mit dem heutigen Krankheitsbild der Krätze identisch zu sein. Celsus beschreibt sie als mit Eiter gefüllte Pusteln, die schnell um sich greifen. (Buch V. Kap. 28. 16.)

Morbus regius (Brief II. 3. 453), die Gelbsucht, heißt nach Vermutungen des Celsus die königliche Krankheit, weil als Grundlage der Therapie ein möglichst abwechselungsreiches, angenehmes Leben empfohlen wurde. Dieses Leiden ist im Altertum mit den phantasievollsten Namen belehnt worden. Aurigo und morbus arcuatus wurde die Krankheit genannt, weil die Gelbfärbung der Kranken an die Farbe des Goldes und des Regenbogens erinnern soll. Der heute gebräuchlichste Ausdruck Icterus ist der Name eines gelbgefiederten Vogels, des Pirols. Die Alten glaubten, daß ein Gelbsüchtiger durch den Anblick dieses Vogels geheilt würde, das Tier aber darauf sterben müsse.

In Sat. I. 5. 62 erwähnt Horaz den morbus campanus:
„Jetzo ein wenig,
Wie Sarmentus der Spasser mit Messius kämpfte, dem Gackhahn,
Muse, verkünde mir doch; und welches Geschlechts sie im Wettstreit
Eiferten. Oscischen Stammes blühen Messier hell: dem Sarmentus

Lebt die Eignerin noch. Von solcherlei Ahnen erzeuget,
Traten sie beide zum Kampf. Es begann Sarmentus: „Du hast mir
Völlig des kollernden Gauls Ansehn!“ Wir lachen; auch selber
Messius: „Bravo, es gilt!“ kopfschüttelt er. „O wenn entmäht nicht
Wäre der Stirne das Horn“, sprach der; „was tätest du wohl, da
Also gestutzt du mir drohst?“ Den anderen schändete nämlich
Links an der borstigen Stirne die garstige Narbe des Knollens.
Als die Campanergeschwulst und das Antlitz viel er bespöttelt,
Bat er ihn: „Tanz' uns einmal als wilder Cyklop auf der Geißtrift:
Gar nicht brauchst du der Larv' und des tragischen Stelzenkothurnus!“ . . . (Nach Heinrich Voß.)

Sarmentus nimmt also an, daß die foeda cicatrix, die entstellende Narbe, das Ueberbleibsel eines cornu exsectum wäre. In diesem Sinne lauten auch die Erklärungen der lateinischen Uebersetzer (z. B. Ernesti). Rosenbaum versucht in seiner „Geschichte der Lustseuche im Altertum“ der Narbe einen anderen Ursprung zuzuschreiben. Er geht aus von der Tatsache, daß Messius spottweise als Oszier dargestellt wird. Das ganze Volk der Oszier, das einen großen Teil Campaniens bewohnte, war aber berüchtigt wegen seiner venerischen Ausschweifungen (Festus S. 191 und 194). Unter morbus campanus versteht nun Rosenbaum die Unzucht der Oszier an und für sich, deren Folge die foeda cicatrix war. Venerische Affectionen wurden durch Aetzmittel mit dem Glüheisen oder dem Messer beseitigt und ließen meist eine häßliche Narbe zurück.

Wenn Horaz körperlichen Schmerz ausdrücken will, spricht er von Schmerzen in den Seiten und Nieren. „Latus aut renes morbo temptantur . . .“ (Brief I. 6. 28 und Sat. II. 3. 161.) Vielleicht ist dabei an die so schmerzhafte trockene Form der Pleuritis zu denken.

Auch die alltäglichsten Leiden erwähnt Horaz. Tiresias empfiehlt in dem Gespräch über Erbschleicherei den „bedenklich hustenden Greis.“ (Sat. II. 5. 107.) Summa, der Weise, besitzt eine vorzügliche Gesundheit, nur nicht, wenn ihn der Schnupfen plagt. (Brief I. 1. 108.) Der verliebte Balbinus sah in den Nasenpolypen seiner Hagna einen besonderen Reiz. (Sat. I. 3. 40.)

Daß kausale, und nicht symptomatische Therapie zum Ziele führt, spricht Horaz in Ode II. 2. 128 . . . aus, wo er die unbezähmte Leidenschaft mit der Wassersucht, hydrops, vergleicht. „Es wächst die Wassersucht immer weiter, wenn man ihr nachgibt und löscht den Durst nicht, wenn nicht die Ursache der Krankheit aus den Adern gebannt und die wässerige Schlaffheit dem Körper entflohen ist.“

Ein seelisch Defekter ist für Horaz ebenso gut ein Kranker und Heilungsbedürftiger wie einer, der mit einem körperlichen Leiden behaftet ist. In Brief II. 2. 128 . . . gibt er das Bild einer Psychose. „Zu Argos lebte ein Edler, der im leeren Theater den Wahn hatte, er höre wunderschöne Trauerspiele. Er war dann vor Freuden

außer sich und klatschte lebhaft Beifall. Er war ein Mann, der sonst in allen Lebensverhältnissen seine Berufspflicht erfüllte, ein recht guter Nachbar, liebenswürdig im gesellschaftlichen Umgang, liebreich gegen die Gattin . . ." Horaz erzählt, daß der Kranke von seiner Psychose geheilt wurde, aber bitter über den Ausfall dieses Vergnügens klagte.

Im 8. Briefe des II. Buches eröffnet Horaz seinem Freund Celsus Albinovanus seinen damaligen inneren Zustand und zeichnet dabei das Bild eines vollendeten Hypochonders: „Es ist weniger mein Leib als mein Geist erkrankt. Ich will nichts hören noch wissen, was dem Kranken Linderung verschaffen kann. Ich ärgere mich über treuratende Aerzte und zürne Freunden, daß sie mit aller Gewalt versuchen, mich von der tötlichen Schlafsucht zu befreien. Ich tue das, was mir schädlich ist und fliehe, was ich für heilsam erachte. Wenn ich in Tibur bin, wünsche ich mich nach Rom, und von Rom sehne ich mich nach Tibur zurück."

Wie Dante in der „Hölle" die Laster seiner Zeit charakterisiert, so läßt Horaz in der 3. Sat. seines II. Buches die Zeitgenossen auftreten, die er mit einer Seelenkrankheit, morbus mentis, behaftet nennt. Damasippus, ein stoischer Philosoph, spielt die Rolle, die Virgil in der „Göttlichen Komödie" einnimmt. Der Stoizismus lehrt, daß alle moralisch nicht einwandfreien Menschen auch physisch erkrankt, toll, seien. Diese Tollheit kann jeden befallen, den Einzelnen, ganze Völker und Fürsten. Sie kann ihre Form wechseln, doch heilt sie selten aus:

„Emovit veterem mire novus, ut solet, in cor
Traiecto lateris miseri captisve dolore;
Ut lethargicus hic, quum fit pugil et medicum urget." (Sat. II. 3, 28—30. Horaz schreibt also den Geisteskrankheiten metastatische Eigenschaften zu.)

Und nun wettert Damasippus gegen die einzelnen Klassen der Krankheiten. Geizigen und Habsüchtigen, Jähzornigen und Verschwendern, Ehrsüchtigen und Abergläubischen werden ihre Fehler vorgelegt. Zeitgenössische und historische Personen müssen herhalten und als Beispiel dienen. Zu den Abergläubischen gehörte eine Mutter, die Zeus gelobt, an seinem Festtag ihren seit fünf Monaten fiebernden Knaben nackt im kalten Tiber zu baden. Sie hofft, daß dadurch der Gott die Krankheit von dem Kinde nehmen werde. Damasippus empfiehlt allen eine gehörige Portion Nieswurz, damit sie von ihrem Uebel befreit werden.

6. Behandlungsmethoden.

Die therapeutischen Ratschläge, die Horaz erteilt, sind meist diätetischer Natur. Seine eigene Mahlzeit beschreibt er in Ode I. 31, 15 . . . „Mein Mahl besteht aus Oliven, Salat und leichten Malven." Die Grundlage einer vernünftigen Lebensweise sieht Horaz darin, daß man nicht Gebratenes und Gekochtes miteinander ver-

mengt. „Höre, wieviele und große Vorteile dir einfache Kost bringt", spricht er in Sat. II. 2. 70 . . . „Vor allen Dingen bleibst du gesund. Daß das Gemisch von Speisen dem Menschen schädlich ist, wirst du wohl glauben, wenn du daran denkst, wie gut dir stets einfache Kost bekam. Sobald du aber Gekochtes und Gebratenes, Schaltiere und Geflügel miteinander vermengst, dann verwandelt sich die leckere Kost in Galle und ein zäher Schleim wird den Magen in inneren Aufruhr bringen. Du siehst ja, wie blaß sich alle nach einem solchen Speisegemenge erheben. Ja, der Leib, der von der gestrigen Unmäßigkeit belastet ist, beschwert auch zugleich den Geist . . ." Die 2. und 4. Satire des II. Buches sind ganz den Vorteilen einfacher Kost und der Zubereitung bekömmlicher Speisen gewidmet. An vielen Stellen sind kleine diätetische Ratschläge eingeflochten, von denen hier einige wiedergegeben seien. „Wer sein Mittagsmahl mit dunklen Maulbeeren beschließt, die er vor der glühenden Mittagshitze abgepflückt hat, wird die heißen Sommertage in Gesundheit zubringen (Sat. II. 4. 23 . . .). „Wenn Arbeit den Mangel an Eßlust gebannt hat, der Mund trocken und der Magen leer ist . . ., dann trinke Falerner mit hymettischem Honig . . . Salz und Brot werden dir den knurrenden Magen recht gut befriedigen." (Sat. II. 2. 14 . . .) „Verschaffe dir leckere Gerichte durch Schwitzen!" (Sat. II. 2. 14.) „Wenn du über Hartleibigkeit klagst, so hilft schon die gewöhnliche Muschel auflösend für das Hemmnis, ebenso wie kurzblättriger Ampfer und weißer koischer Wein." (Sat. II. 4. 27 . , .) „Der überladene Magen verlangt Radieschen und scharfe Alantwurzel." (Sat. II. 4. 43.) „Einen Zecher, der schon mit dem Kopfe nickt, wirst du mit gebratenen Krabben und afrikanischen Schnecken wieder beleben; Lattich ist zwecklos, er würde auf dem Mageninhalt schwimmen." (Sat. II. 4. 58 . . .) „Wer festeren Schlaf begehrt, schwimme dreimal gesalbt durch den Tiber. Auch trinke er abends kräftigen Wein!" (Sat. II. 1. 8 . . .)

Gegen Gicht helfen Umschläge (Brief I. 2. 51 . . .) und Schwefelbäder (Brief 1. 15. 6 . . .). Wunden behandelt man mit Kräutern und Wurzeln. (Brief II. 2. 150.) Kranke Augen läßt man durch den Augenarzt, medicus ocularius oder medicus ad oculos einsalben. (Brief I. 1. 29.) Auf dem Lande und unterwegs behandelt man sich selber. Horaz erzählt, wie er auf der Reise nach Brundusium seinen kranken Augen schwarzes Augenkollyrium aufstrich (Sat. 1. 5. 30). Die Kollyrien spielten in der Augenheilkunde eine große Rolle. Es gab deren eine Menge. Sie waren meist nach Personen genannt, die die Mischung zuerst erprobt hatten oder nach ihrem Hauptbestandteil. Als Bestes bezeichnet Celsus das Augenkollyrium des Nileus, eines zeitgenössischen Augenarztes und Chirurgen, das sich aus folgenden Bestandteilen zusammensetzt: Indische Narde, Mohnsaft, Gummi, Safran und frische Rosenblätter. (Celsus Buch VI. Kap. 6, 9.) Diese Substanzen wurden durch Regenwasser oder etwas herben Wein miteinander vermengt. Die anderen Mittel haben ähnliche Zusammensetzung. In erster Linie enthalten sie Schmerzlinde-

rungs- und Aetzmittel. Zum Zeichen der Echtheit drückten die Augenärzte dem von ihnen zubereiteten Kollyrium einen Stempel mit dem Siegelstein auf. Nach Castillo (S. 7) stellen diese Steine viereckige Täfelchen dar, von 6 cm Länge, 3,5 cm Breite und 1,5 cm Dicke. Die vier Seitenflächen tragen den Namen des Augenarztes, den Namen des Kollyriums, seiner Hauptbestandteile und Lösungsmittel eingraviert. Manchmal ist angegeben, wie oft und gegen welche Leiden das Medikament angewendet werden soll. — Die archäologischen Studien dieser Siegelsteine, deren bis jetzt 200 gefunden worden sind, sowie die Studien der Grabinschriften und -funde lassen erkennen, daß unter den Spezialfächern der Medizin die Augenheilkunde eifrigste Pflege und Vervollkommnung gefunden hatte.

Etwas skeptisch bemerkt Horaz, daß auch schöne Gemälde Triefäugigen helfen sollen „wie Umschlag dem Gichtkranken und Zitherklang dem Ohr hilft, das von gesammeltem Unrat schmerzt". (Brief I. 2. 51 . . .)

Nieswurz, Helleborus aus Anticyra, galt als Heilmittel für alle möglichen Krankheiten. Vor allem schrieb man ihm die Kraft zu, das Gehirn zu reinigen und dadurch Kranke von Wahnvorstellungen, Gemütskrankheiten und Tollheiten zu heilen. „Die allerstärkste Gabe von Nieswurz", verlangt der Stoiker Damasippus, „muß man dem Geizigen geben. Eigentlich müßte man ihm die ganze Nieswurzinsel zuweisen." (Sat. II. 3. 82 . . .) Einem anderen Geizhals rät er, sich nach Anticyra einzuschiffen und dort Heilung zu suchen. (Sat. II. 3, 82 . . .) Von einem Dichter, der seine künstlerische Begabung nach außen kund tun will, indem er Kopf und Bart nicht mehr scheren läßt, die Nägel nicht mehr schneidet, die Bäder meidet und die Einsamkeit aufsucht, behauptet Horaz, daß sein Haupt selbst für drei Anticyrainseln unheilbar wäre. (Brief II. 3. 297.) Diese durch Nieswurz heilbaren Krankheiten führte man auf überflüssige Galle zurück. Darum ließ sich Horaz in jedem Frühjahr von Galle reinigen. (Brief II. 3. 298 . . .) Den Edlen aus Argos, der an der oben beschriebenen Psychose litt, heilten die Verwandten, indem sie „die Galle, der Krankheitsstoff, durch unvermischte Nieswurz vertrieben". (Brief II. 2. 137.) — Dioscurides (cf. Diosc. IV. 149) und Plinius (hist. nat. XXV, 21) haben die Helleborusarten ausführlich beschrieben. Im Laufe der Zeit sind sie jedoch mit den Veratrumarten verwechselt worden, so daß heute eine Identifizierung und Einreihung in das Linné'sche System ziemlich ausgeschlossen ist. Celsus verwandte die Helleborusarten bei Schlafsucht, um Niesreiz hervorzurufen (Buch III. Kap. 29), als Brechmittel (Buch IV. Kap. 3) und als Salbenbestandteil bei Ohrensausen. (Buch VI. Kap. 7.)

Stabwurz, hebrotonum (Brief II. 1, 114), war nach Plinius in der damaligen Medizin sehr gebräuchlich. Man bediente sich der Droge bei Husten, Seitenschmerzen, Harnverhaltung und allen Arten von Vergiftungen.

7. Gesundheitspflege.

In dem Bestreben zur Erhaltung der körperlichen und geistigen Gesundheit spielte das Badewesen im damaligen Rom eine große Rolle. Welche Bedeutung man den warmen Bädern zumaß, ersehen wir noch heute aus den baulichen Ueberresten, wie sie auch auf deutschem Boden zahlreich zu finden sind. Sie sind ein bleibendes Denkmal der römischen Bau- und Lebenskunst. Obwohl das Baden oft mit luxuriösem Aufwand verbunden wurde, war es doch kein Vorrecht der begüterten Stände. „Selbst der Arme wechselt Haus, Zimmer, Bett, Badestube und Barbier." (Brief I. 1, 91.) — Zum standesgemäßen Baden gehörte jedoch Geld. Den niedrigsten Eintrittspreis der Thermen erfahren wir in Sat. I. 3, 137, nämlich ein Viertelsaß, einen Quadranten. Nicht mehr als dies kann der Stoiker, der sich als weiser König fühlt, für sein Bad ausgeben; und nur ein Bedienter, der Narr Krispinus, begleitet ihn (Sat. I. 1. 3. 137 , , .). Baden mit vollem Magen verstieß gegen die gute Sitte (Brief I. 6. 61). Für manche war beim Besuch der Thermen nicht das Bad die Hauptsache. Dichter, die ihre Werke populär machen wollten, „lasen im Bade ihre Schriften vor, da in gewölbten Räumen die Stimme lieblich wiederhallt . . ." (Sat. I. 4. 75 . . .) Das tägliche Bad, der Sport, der in den Thermen getrieben wurde und die angeregten Unterhaltungen waren für den Großstadtrömer sicher eine nützliche und angenehme Einrichtung. Er war zwar nicht mit Berufspflichten überlastet. Doch das unruhige Leben in der Hauptstadt, die gesellschaftlichen Verpflichtungen und vor allem die endlosen Zech- und Gastgelage wirkten auf die Dauer aufreibend auf die Menschen ein. Die kurze, tägliche Erholungspause in den Bädern genügte schließlich nicht mehr, Geist und Körper frisch zu halten. Dazu brauchte man einen längeren Ferienaufenthalt. Die Wohlhabenderen ließen palastähnliche Landhäuser am Meeresstrand errichten. Der Lieblingsaufenthalt des Horaz war der Meerbusen von Bajä in Kampanien. Hier lagen in geringer Entfernung der Lukriner und der Averner See, und hier befanden sich die berühmten warmen Schwefelquellen. „Kein Busen der Welt strahlt anmutsvoller als Bajä", läßt Horaz einen Reichen in Brief I. 1. 83 sprechen. Als die Krankheitserscheinungen des Dichters trotz der warmen Bäder von Bajä nicht weichen wollen, verordnet ihm Antonius Musa die kalten Bäder zu Velia oder Salernum. Im 15. Brief des I. Buches erkundigt sich Horaz bei Numonius Vala, der in Unteritalien lebte, nach dem dortigen Klima, den landwirtschaftlichen Produkten, der Beschaffenheit des Trinkwassers und nach der Art der dort lebenden Fische. Zum Schluß findet er, daß nur der Wohlhabende sein Geld richtig verwendet hat, der es in Landhäusern anlegte.

Neben dem täglichen Bad war für die Römer die tägliche Schönheitspflege etwas Selbstverständliches. Dazu gehörte vor allen Dingen das Einreiben mit wohlriechenden Salben oder Oelen. Horaz beschreibt seine Lebensweise auf dem Lande folgendermaßen: „Ich

bleibe bis 4 Uhr liegen, dann gehe ich aus oder lese und schreibe, was mich im Stillen vergnügt, dann salbe ich mich mit Oel, doch nicht mit solchem wie der unsaubere Natta, der es seinen Lampen entzieht. Die heiße Sonne erinnert mich, ins Bad zu gehen . . ." (Sat. I. 6. 122 . . .) Nach sportlichen Uebungen salbten die jungen Römer ihren Körper ein, ehe sie ins Bad gingen. (Ode III. 12. 6 . . .) Bei festlichen Gelegenheiten wurde besonders Sorgfalt auf die Kosmetik gelegt. In der 14. Ode des III. Buches, die Horaz bei der Heimkehr des Augustus aus Spanien dichtete, bittet er seinen Sklaven: „Geh, Knabe, und hole mir Salben und Kränze und sage auch der hellsingenden Freundin Neära, daß sie eile, ihr mit Myrrhe gesalbtes Haar aufzuknoten." Die Spezereien bezog man aus dem Orient. Horaz erwähnt „Narde aus Assyrien" (Ode II. 11. 16), „Achämenischen Balsam" (Epode 13. 9) aus Persien, „balanus", Behnußöl (Ode III. 29. 4), das in Arabien und Aegypten aus den Kernen der Behnuß bereitet wurde und auch als Arzneimittel bei Leber- und Milzleiden Verwendung fand. Die kostbare Narde wurde in Büchschen aus onyxähnlichem Marmor aufbewahrt. (Ode IV. 12. 17.) Die ausländischen Waren standen hoch im Preis. Damasippus greift in seiner Rede die Verschwender an, die ihr Vermögen vergeuden, indem sie sich über ihren Stand kleiden und salben. Leichen balsamierte man vor ihrer Beerdigung ein. Hektors Leichnam wurde von trojanischen Frauen gesalbt. (Epode 17. 11.) Tiresias schimpft über eine alte Frau, die in ihrem Testamente angeordnet hatte, daß der Erbe ihren Leichnam „reinlich gesalbt auf nackten Schultern" durch die Stadt tragen soll. (Sat. II. 5. 84.) Vornehme Römerinnen hatten ihren eigenen Haarkräuseler. (Sat. I. 2. 98.) Falsche Zähne und Haare erwähnt Horaz in der 8. Satire des 1. Buches, wo er beschreibt, wie Canidia und Sagana, die bekannten Giftmischerinnen, beim Kräutersammeln überrascht wurden und die eine bei der Flucht „die falschen Zähne, die andere den lockigen Haarputz verlor".

Noch einige weitere hygienische Ratschläge des Horaz seien hier wiedergegeben. Auch hierbei empfiehlt er wieder den goldenen Mittelweg. „Wer nicht durch Schmutz Anstoß erregen will, der muß reinlich sein; doch soll er weder zuviel noch zu wenig in der Pflege tun. Er wird nicht wie der alte Albutius die Sklaven im voraus bestrafen, wenn er ihnen Verrichtungen auferlegt; er wird aber auch nicht so nachlässig sein wie der gutmütige Nävius, der seinen Gästen am Tisch fettiges Wasser darreichen ließ. Auch dieser Fehler ist nicht gering." (Sat. II. 2. 65 . . .) Zu Cäsars Geburtstag sendet Horaz dem Torquatus eine Einladung zu einer kleinen Feier. Er erzählt, wie er alles säuberlich zu seinem Empfange vorbereitet habe. „Schon lange blinkt der Herd und glänzt der reinliche Hausrat für dich . . . Ich werde dafür Sorge tragen, daß kein unreinliches Polster, kein unsauberes Tischtuch dich die Nase rümpfen läßt, und daß Kannen und Schüsseln so glänzen, daß dein Bild darin widergespiegelt wird." (Brief I. 5.) Catius, von dem Horaz sich die Lehre der

Küchenweisheit vortragen läßt, weiß auch, daß nicht nur das Was, sondern auch das Wie bei der Darreichung der Speisen eine Rolle spielt. „Großen Ekel erregt es für den Magen, wenn ein Bedienter den Becher mit gesalbten Händen anfaßt, mit denen er vorher verstohlen Speisen genascht hat; oder wenn sich an einem alten Krug widerlicher Schmutz angesetzt hat. Was können schon Besen, Reisig oder Sägespähne viel kosten? Und doch bringt ihr Fehlen große Schande. Wie? Du kannst einen eingelegten Fußboden mit schmutzigen Besen kehren und ungewaschene Decken um tyrischen Purpur legen? Und denkst dabei nicht, daß, je weniger Mühe und Aufwand etwas erfordert, es um so mehr getadelt wird? . . ." (Sat. II. 4, 78.)

8. Giftmord, Aberglaube und Zauberei.

Horaz liebt die sonnige Seite des Lebens, und daher finden wir die verbrecherische Anwendung von Giften nicht allzu oft in seinen Werken erwähnt. Vergiftung gehörte im alten Rom zu den gewöhnlichen Todesarten. Horaz erzählt in der 9. Satire des I. Buches, Vers 30 . . ., daß ihm in seiner Jugend geweissagt worden war: „Diesen wird kein schreckliches Gift, kein feindliches Schwert, nicht Seitenschmerzen, Schwindsucht oder Gicht hinwegraffen." Vom Familienmord wird wie von etwas Alltäglichem gesprochen. Damasippus wirft den Habsüchtigen vor, daß sie „ihre Frauen mit dem Strick und ihre Mütter mit Gift hinrichteten", um früher in den Besitz des Vermögens zu gelangen. In der I. Satire des 2. Buches, Vers 53 . . . erzählt Horaz die Geschichte des verschwendungssüchtigen Skäva, der seine Mutter beerben wollte und „sie durch einen Honigkuchen, der mit Schierlingssaft vermischt war, aus dem Wege räumte". Schierling, cicuta, war ein gebräuchliches Gift. Bekanntlich wurden in Athen die großen Verbrecher mit dem Schierlingsbecher hingerichtet, wie es die Geschichte auch von Sokrates berichtet. Nach Plinius soll nur der Samen giftig sein, die frischen Stengel dagegen schüsselweise genossen werden können. Zur Zeit der Blüte wurden aus Blättern und Blüten und Samen ein Saft gepreßt, der an der Sonne getrocknet und zu Kugeln geformt wurde. Das Gift soll curareartige Wirkungen hervorrufen. Doch scheint man es auch zu Heilzwecken bei Hirnkrankheiten angewandt zu haben. Horaz spricht nämlich im Brief II. 2. 53: „Wo gibt es genügend Schierling, um den Verrückten zu heilen?" „Aetzender als Schierlingsaft" nennt Horaz Knoblauch, alium. Doch ist diese Behauptung weniger in der Giftigkeit dieser Pflanze begründet als in der Ueberempfindlichkeit des Horazischen Magens. Der Dichter hatte an des Mäcenas Tafel ein Knoblauchgericht genossen, das ihm sehr übel bekommen war. In einem Spottgedicht (3. Epode) beschreibt er die Giftigkeit dieser Pflanze, deren Genuß die gerechte Strafe für einen Vatermörder wäre. Er nennt sie eingekochtes Natternblut, zubereitet von der Zauberin Canidia. Ja, er geht so

weit zu behaupten, daß Medea kein schrecklicheres Gift nehmen konnte, um das Hochzeitskleid der Kreusa zu vergiften, und daß das durch Deianira vergiftete Gewand des Herkules nicht heißer hätte brennen können.

Natternblut war ebenfalls ein bekanntes und gefürchtetes Gift. Sybaris, der den Lockungen Lydias, einer Hetäre, gefolgt war, begann zu verweichlichen und „scheute sportliche Uebungen und das Salböl mehr als das Blut der Nattern". (Ode III. 10. 14 . . .) Doch etwas gibt's, was „schlimmer als Afrikas Schlangen ist", und das ist Canidia, die Zauberin. (Sat. II. 8. 95.) In manchen Versen deckt Horaz ihr scheußliches Tuen auf, um so dem Volke die abergläubische Furcht vor der gespenstigen Hexe zu nehmen, wie er auch von seinem Freunde Julius Florus verlangt, daß er „vorahnende Träume und Magie, Wunder und Hexlein, nächtlichen Spuk und Gegaukel der Thessalerkunst belächeln soll. (Brief II. 2. 207 . . .) In Sat. I. 8. beklagt sich der Feldgott Priapus, daß es ihm nicht gelingt, die Weiber von den Esquilinischen Feldern fortzubringen, die dort bei Vollmond Kräuter und Knochen sammeln. „Ich selber sah", erzählt er, „wie Canidia, in ein dunkles Gewand gehüllt, barfuß, mit flatternden Haaren, heulend, mit Sagana daherkam. Beide waren in dem bleichen Mondlicht schrecklich anzusehen. Sie fingen an, die Erde mit ihren Nägeln aufzukratzen und mit ihren Zähnen ein schwarzes Lamm zu zerreißen. Das Blut des Tieres strömte in eine Grube, um abgeschiedene Seelen hervorzulocken, die auf ihre Fragen antworten sollten. Ich sah auch zwei Puppen, eine aus Wolle, die andere aus Wachs. Die wollene war größer und stand der kleineren in drohender Haltung gegenüber. Die wächserne Puppe stand in demütig flehender Stellung wie ein Sklave, dem zu sterben bestimmt war. Die eine flehte zu der schrecklichen Hekate, die andere zu Tisiphone. Und es zogen die Schlangen wie Höllenhunde umher und der blutrote Mond verbarg sich hinter einem großen Grabmal, um nicht länger Zeuge des schrecklichen Schauspiels zu sein . . ." Zum Schluß erzählt Priapus, wie das Wachsbild allmählich dahingeschmolzen sei und er die beiden Hexen in die Flucht geschlagen habe. Dieser symbolischen Handlung Canidias lag folgender Sinn zugrunde: Die wächserne Puppe versinnbildet irgend eine Person, deren Zuneigung sie gewinnen will. Wie Wachs in der heißen Sonne bald dahinschmilzt, so soll auch der Betreffende ihren Künsten und Verlangen gefügig gemacht werden. Eine ähnliche Absicht wird Canidia in der 5. Epode zugeschrieben. Der Schauplatz der Handlung ist das Haus der Zauberin. Sie bietet alle Hexenkünste auf, um das Herz des ungetreuen Freundes, des greisen Varus, in Liebesglut zu versetzen. Noch abscheulicher als in der Satire beschreibt Horaz hier das finstere Treiben der Giftmischerin und erinnert hierbei lebhaft an die Hexenszene in Shakespeares Macbeth. Die Epode beginnt mit der flehendlichen Bitte eines Knaben, den Canidia eingefangen hat, um ihn als Opfer zu gebrauchen. Sie ist taub für die Klagen des Kindes und beginnt ihr Werk:

„Da läßt Canidia, die mit Natternbrut ihr Haar
durchflochten auf dem wüsten Haupt,
aus Gräbern ausgeriss'nes wildes Feigenholz,
Zypressen auch vom Leichenstein,
läßt Uhueier, Uhufedern, in das Blut
der eklen Kröte eingetaucht,
und Kräuter, die Jolkos und Iberia,
der Gifte Heimat, ihr gesandt,
nebst Knochen, die sie gierigen Hunden abgejagt,
verbrennen in der Zauberglut.
Hochaufgeschürzt sprengt Sagana durchs ganze Haus
Giftwasser vom Avernersee;
es starrt das Haupthaar ihr wie Igelstacheln graus,
wie Eberborsten wild empor.
Und Veja, von Gewissensbissen nie gequält,
wühlt unterdes mit schwerem Karst
den Boden stöhnend auf und höhlt ein tiefes Loch,
worin der Knabe eingescharrt
bei zwei- und dreimal aufgetischtem Schaugericht
den langen Tag hinsterben soll, —
sein Angesicht nur ragt hervor, dem Schwimmer gleich,
der an dem Kinn zu hangen scheint,
damit, sobald das Auge, aufs versagte Mahl
geheftet, ihm erloschen sei,
die trockne Leber und das ausgedörrte Mark
geeignet sei zum Liebestrank.
Daß hierbei auch nicht Folia aus Ariminum
gefehlt, die mannestolle Frau,
die Mond und Sterne durch Thessal'sche Zauberkunst
herab vom hohen Himmel zwingt,
erzählt sich ganz Neapel, wo man gerne klatscht,
und jede Stadt der Nachbarschaft.
Canidia aber, die voll Wut mit gelbem Zahn
am unbeschnitt'nen Daumen nagt,
was sprach sie? was verschwieg sie? . . ."

Und nun plaudert Canidia vor dem noch lebenden Knaben und ihren Zaubergehilfinnen aus, wonach sie verlangt. Sie fleht die Götter an, den ungetreuen Var'us, dem sie früher mit eigenen Händen duftende Narde hergestellt hat, zu verfolgen. Bis jetzt hat er ihr unverständlicher Weise allen Zaubertränken widerstanden.

„. . . Ich hab's! er geht einher, von meinem Bann befreit
durch eine größ're Zauberin.
O Varus, lieber Schatz, der viel noch weinen soll!
Ein neuer Zaubertrank wird bald
dich zu mir bringen! Nimmer schafft ein marsischer
Beschwörungsspruch dir klaren Geist.
Ein stärk'res Gift bereit' ich flugs, ein stärk'res flöß'
ich dir trotz allem Sträuben ein;

ja, eher sinkt der Himmel tief ins Meer hinab
und drüber wölbt die Erde sich,
als daß du nicht zu mir in Lieb erglühst so licht
wie Harz in düstrer Flammenglut!" . . .

(Nach Dr. Menge.)

In der 17. Epode überhäuft Horaz die Zauberin mit beißendem Spott. Er nennt sie ironisch eine keusche und fromme Seele mit mildem Herzen und reinen Händen. Ihr Zauberbalsam habe ihm das Haar gebleicht; seine Jugend und gesunde Farbe sei dahingeschwunden und nur Knochen und fahle Haut seien von ihm übrig geblieben. Canidia antwortet und droht, ihn noch ärger heimzusuchen, da er sie in aller Leute Mund zum Stadtgespräch gemacht habe. „Wozu hätte ich extra für dich Gifte gemischt, die urplötzlich wirken? Doch viel später als du wünschst, wird dich das Schicksal ereilen. Dir selber zur Last sollst du Elender leben, um immer wieder neuen Qualen Nahrung zu geben . . . Bald wirst du von einem hohen Turme herabspringen wollen, bald dein Herz mit einem Dolche durchbohren wollen. Und ebenso vergebens wirst du Stricke für deine Kehle knüpfen . . . Die Erde soll meinem Uebermute weichen. Ich, die ich wächserne Bilder zu beleben vermag, wie du Neugieriger selber weißt, ich, die ich durch Beschwörung den Mond vom Himmel herunterreißen kann, die Asche verbrannter Leichname zu erwecken und Liebestränke zu bereiten verstehe, ich soll klagen, daß bei dir meine Kunst nichts vermöge! . . ." Die Verse zeigen, wie tief das römische Volk verstrickt war in Aberglauben, spukhaften Zaubereien und Furcht vor Hexenkünsten. — Allem Anschein nach hat Canidia in ihrer Jugend die Rolle einer Priesterin der Venus Vulgivava gespielt. Nun, da ihre Blütezeit vorbei ist, bedient sie sich der magischen Künste, um für ihre verkümmerten Reize noch Abnehmer zu finden. Horaz soll sie durch Zurückweisung ihrer Liebe zu unversöhnlicher Feindschaft gereizt haben.

9. Sittenleben zur Zeit des Horaz.

Im allgemeinen steht Horaz der Prostitution wie einer notwendigen und löblichen Einrichtung gegenüber. Hierin eine besonders laxe Sexualethik des Dichters zu sehen, wäre ungerecht. Mit dem Zerfall der ehelichen Moral griff das Dirnentum in der hellenistisch-römischen Zeit immer mehr um sich. Wie in Alexandria, Rhodos, Athen war es in Rom geworden: griechische Halbweltdamen, ehemalige Sklavinnen oder Freigelassene boten sich an. Angesehene Männer zeigten sich öffentlich mit ihren Mätressen. — Auch in diesen Dingen empfiehlt Horaz wiederum die goldene Mitte. Die verwöhnte, anspruchsvolle Hetäre kann einem ein Vermögen kosten. Andererseits soll man sich nicht soweit erniedrigen, daß der gute Ruf in Gefahr kommt. „Seinen guten Namen verlieren, das väterliche Vermögen zersplittern bedeutet immer ein großes Vergehen" (Sat. I. 2. 61.) Beiden Klassen vorzuziehen, ist die bescheidene, an-

spruchslose Freigelassene, „die nicht weißer erscheinen will, als sie ist“. Die Prostituierten mußten die männliche Toga tragen. (Cicero Philipp II. Sumsisti virilem togam, quam statim muliebrem reddidisti. Primo vulgare scortum, Certa flagitii merces, nec la parva.) Daher nennt Horaz sie „Togata“. (Sat. I. 2. 63 und Sat. I. 2. 83.) Die geheiligten Familienrechte blieben für Horaz jeder Zeit unantastbar. Des Vaters Rat, „Ehre und Gesundheit unverletzt zu bewahren“, war ihm steter Grundsatz geblieben. (Sat. I. 4. 118.) Er läßt Cato, den glühendsten Verteidiger der römischen Volksmedizin, der eben einen Jüngling ein öffentliches Haus verlassen sah, ausrufen: „Bravo, fahre so fort! Denn wenn die Leidenschaft der Jugend ungezähmt aufbraust, ist es besser, daß sie hier unten verlodere, als daß sie sich mit Ehefrauen einlassen.“ (Sat. I. 2. 31 . . .) Nach dem römischen Gesetz war dem beleidigten Ehemann alles erlaubt gegen den auf der Tat ertappten Verführer seiner Frau. Horaz schildert in Sat. I 2. 41 . . . wieviele Gefahren eine solche Situation schon mit sich gebracht hat. „Dieser stürzte sich vom Dach herab, jener wurde gegeißelt, bis daß er seinen Geist aufgab. Dieser fiel während der Flucht einer grimmigen Räuberbande in die Hände, jener kaufte sein Leben durch eine Geldsumme los. Diesen schändeten die Stallknechte, ja, es ist sogar vorgekommen, daß einer zur Strafe kastriert wurde.“ — Einen römischen Ritter namens Pediatus, der sich, nachdem er sein Vermögen verpraßt, einem zweideutigen Gewerbe zugewandt hatte, nennt Horaz spöttisch: Frau Julius Pediata. — Die Einstellung des Horaz zur Knabenliebe ist auch dem Zeitgeist entsprechend. An einer Stelle zählt er die Päderastie allerdings zu den Lastern seiner Zeit. „Der eine krankt an Habsucht, der andere an Ehrgeiz. Der jagt Gattinnen nach, der liebkost weibische Knaben.“ (Sat. I. 4. 26 . . .) Wahrscheinlich stammt diese Satire aus einer späteren Zeit. Als der Dichter älter wurde, blickte er auf seine Jugendtorheiten wie auf überstandene Krankheiten zurück. Die lockende Sinnlichkeit und den berauschenden Trank der Wollust bezeichnet er nun als „Sirenum voces et Circae pocula“, die den Freien zum Tier erniedrigen.

Alt gewordene Hetären, die sich nicht dazu entschließen können, ihren Beruf aufzugeben, übergießt Horaz mit beißendem Spott. Mitleidslos wirft er Lyce, „die an Alter gleich der bejahrten Krähe ist“, vor, daß Amor sie wie einen verdorrten Eichstamm fliehe, „weil gelbe Zähne, Runzeln und graue Haare sie nun verunstalten“. (Ode IV. 13.) Chloris, „die reif für das Grab ist“, rät er, sich lieber mit Wolle zu beschäftigen, anstatt mit Zither und Rosen bei Trinkgelagen zu erscheinen. In der 8. Epode werden die abscheulichsten Vergleiche aus der Tierwelt herangezogen, um den mageren, ausgezehrten Körper einer alten Hetäre zu zeichnen. Ebenso abstoßend wirkt die 14. Epode. — Horaz steht in diesen Gedichten auf dem Standpunkt des antiken Menschen, der kein Verständnis hat für die durch Alter oder Krankheit deformierten Mitmenschen. Mitleidslos und unbarmherzig werden Körperschäden verlacht und verspottet.

Nur der gesunde, selbstbewußte Mensch darf Forderungen an das Leben stellen. Horaz steht dabei noch auf einem sehr duldsamen Standpunkt. In der 3. Satire des I. Buches spricht er über die Beurteilung eigener und fremder Fehler und geht von der Tatsache aus, daß „kein Mensch ohne Fehler geboren wird". Er stellt die Forderung auf: „Wer verlangt, daß er bei seinem Freunde durch sein Knollengewächs nicht Aergernis errege, der muß auch mit dessen Warze Nachsicht haben." Zweifellos hat der Dichter in diesen Anschauungen seinen Zeitgenossen in ethischer Hinsicht vieles voraus. Doch wie weit ist er noch entfernt von Albert Schweitzers Forderung: „Ehrfurcht vor dem Leben!"

Angesichts der großstädtischen Unnatur und Verkommenheit sehnt Horaz sich in kernhafte natürliche Ländlichkeit zurück, wo Geist und Körper gesund bleiben. Mit 37 Jahren, also 10 Jahre vor der Verkündigung der Lex Julia maritandis ordinibus, beginnt er die Römeroden. In ihnen klagt er, daß das Mädchen schon in der Jugend die Künste der Koketterie übe, um später als Frau den Gatten zu betrügen. (Ode III. 6.) Er erinnert an die schicksalsschweren Tage des aufblühenden Roms, wo Heldentaten von gesunden, starken Männern vollbracht wurden. (16. Epode.) Schon sieht er im Geiste die Germanen auf den Trümmern des besiegten Roms stehen. Sein scharfer Blick und sein klarer Verstand lassen sich durch die glanzvolle Regierung Oktavians nicht über den unaufhaltsam fortschreitenden Zerfall hinwegtäuschen. In der 6. Ode des III. Buches klagt er: „Furchtbar an Frevel hat unser Zeitalter zuerst die Ehen befleckt, das Geschlecht und die Familien. Aus dieser Quelle geleitet, strömte Verderben über Vaterland und Volk." Er schließt die Ode mit den Worten: „Das Zeitalter unserer Väter, ärger als jenes der Großväter, erzeugte uns noch lasterhafter und bald liefern wir noch ein verdorbeneres Geschlecht." — Wer solche offenen Worte ausspricht, kann nicht im Rufe eines sittlich minderwertigen Menschen gestanden haben, sonst hätte er sich unauslöschlichem Spotte preisgegeben. Horaz sagt von sich selber, daß er dank der guten Erziehung seines Vaters „rein blieb von Lastern, die zum Verderben führen. Doch setzt er ehrlich hinzu, „bin ich mit kleineren Fehlern wohl behaftet, die aber leicht zu verzeihen sind". (Sat. I. 4. 129 . . .) In der 2. Ode des III. Buches empfiehlt Horaz zur Ertüchtigung der Jugend die altrömische Erziehung. Frühzeitige Gewöhnung an Armut und Gefahren, ein strenges Leben voller Genügsamkeit wird zur bürgerlichen und kriegerischen Tugend führen, denn „es ist süß und ehrenvoll fürs Vaterland zu sterben". (Ode III. 2. 13.) In dem Brief an die Pisonen schildert der Dichter, wie der römische Jüngling sich zum Sport vorbereitet. „Wer sich bemüht, im Wettlauf das ersehnte Ziel zu erreichen, mußte als Knabe viel erdulden und ertragen: er mußte schwitzen und frieren, die Mädchen meiden und dem Wein entsagen . . ."

Wie Rousseau beklagt der Dichter die unheilvollen Folgen der Zivilisation, das Verdrängen der bodenständigen Bauern. Er eifert

gegen die grenzenlose Bausucht seiner Zeit. (Ode II. 15.) Die prächtigen Villen mit den dazu gehörigen Gärten und Lustwäldern, Fisch- und Schwimmteichen, Bädern und Rennbahnen erforderten Unmengen an Land. Mit dem Rückgang des Ackerbaues trat Getreidemangel auf, so daß Einfuhr aus Afrika, Sizilien und anderen Ländern zum dringenden Bedürfnis wurden. „Zurück zur Natur!" ruft auch Horaz den Städtern zu. Wie die Menschen zu Zeiten der Uebervölkerung und Nahrungsknappheit auszogen und fremde Erdteile besiedelten, so sollen sie auch jetzt Rom verlassen und sich jenseits des Ozeans auf den Inseln des Glückes niederlassen. Die Schönheiten dieses ersehnten Landstriches preist der Dichter in der 16. Epode:

„Dort gibt Früchte das Feld, auch wenn kein Plug es berührt,
und unbeschnitten blüht die Rebe Jahr um Jahr;
niemals täuschen den hoffenden Gärtner die Blüten des Oelbaums,
und dunkle Feigen schmücken schon den Mutterstamm.
Dort quillt Honig aus Eichen hervor, und plätschernden Fußes
hüpft nieder von des Berges Kamm der Silberquell.
Dort kommt ohne Geheiß zur Melke die Ziege gelaufen,
die Herde reicht die vollen Euter traulich dar;
kein raublustiger Bär brummt nachts um die Herden der Schafe
und keine Natter bläht sich hoch am Boden auf.
Ja, der Wunder noch mehr wird sich dort uns Glücklichen bieten:
nie wird durch Regenfluten Feld und Flur verschwemmt,
nie auch welkt der schwellende Keim in vertrockneter Schale:
denn beides, Glut und Nässe, dämpft der Götterfürst.
Hierher steuerten nie die Argofahrer den Schiffskiel,
nie trat hierher der Fuß der frechen Kolcherin:
nie auch wandten die Segel dorthin sidonische Schiffer
und nie die vielgeprüfte Schar des Ithakers.
Niemals schädigen Seuchen das Vieh, und keines Gestirnes
erbarmungslose Glut versengt der Herde Kraft.
Ja, für ein frommes Geschlecht hob Jupiter jenes Gestad' auf,
als er zu Erz die goldne Zeit entarten ließ;
ehern, eisern wurde die Welt, aus welcher — ein Seher
verkünd' ich's, — allen Frommen Flucht und Rettung wird."

(Nach Dr. Menge.)

Offenbar betrachtet es Horaz als einen großen Vorzug für das gepriesene Land, daß es unberührt geblieben ist von aller Kultur. Weder die Argonauten, noch Odysseus mit seinen Gefährten, noch die Phönizier haben Luxus, Ueppigkeit und Verderben zu den Inseln gebracht. Kolonisation scheint also auch damals nicht immer dem Wohle des Volkes gedient zu haben. Horaz löst das Problem, ob die eigene Kultur mit ihren guten und schlechten Seiten in eine noch unentwickeltes, erdverbundenes Land gebracht werden darf, indem er nur den edleren Teil der Bevölkerung auffordert, sich in der Fremde eine neue Heimat zu gründen.

10. Schlußbetrachtung.

Ungefähr 2000 Jahre sind seit Horaz vergangen, und doch lassen sich noch Berührungspunkte zwischen der damaligen und der heutigen Medizin finden. Asklepiades brach mit der erstarrten Tradition und forderte eine auf Beobachtung und Erfahrung begründete naturgemäße Heilmethode, wie sie ebenfalls von Horaz angeraten wird. Auch heute findet man wieder, wie an manchen Stellen eine einfache physikalische oder diätetische Maßnahme ergriffen wird, anstatt irgend ein kompliziert zusammengesetztes, unsicher wirkendes Medikament zu verabreichen. Zweifellos kommt man mit der physikalisch-diätetischen Therapie dem Geschmack und dem Verständnis des Volkes entgegen, das in der Natur eine Helferin in körperlichen und seelischen Leiden sehen möchte. Etwas mißtrauisch blickt heute ein großer Teil der Laien auf Ampullen und Pillen. Viel verständlicher erscheint ihnen die Wirkung eines Bades, eines Umschlags, einer Massage-, Diät- oder Schwitzkur. Und das Mittel hilft im allgemeinen am besten, auf das man am meisten vertraut. Horaz war die Abhängigkeit des körperlichen Zustandes von der Einstellung und Stimmung des Geistes wohl bekannt; und sie liegt doch letzten Endes der heute allgemein anerkannten Psychotherapie zugrunde.

Das Wertvollste und Beständigste an Horaz und in seinen Werken, das was ihn bei Mit- und Nachwelt in allen Kreisen beliebt machte, das ist seine fröhliche Weltbejahung. In leicht faßbare prägnannte Form gegossen, ist seine Spruchweisheit Jahrhunderte hindurch lebendig geblieben. Viele von ihnen wären im Wartesaal eines Arztes wohl am Platze. Dem hypochondrischen Bullatius rät der Dichter: „Nimm jede der glücklichen Stunden, die die Gottheit dir schenkt, mit dankbarer Hand an und verschiebe die Freude nicht auf Jahre hinaus." (Brief I. 11. *22 . . .*) Die Stadtmaus läßt er zur Landmaus sprechen: „Freue dich des Lebens, solange es geht und genieße die Vergnügungen. Lebe und bedenk', wie kurz die Lebenszeit bemessen ist." (Sat. II. 6. 96 . . .) In der 9. Epode des I. Buches wird der junge Thaliarchus aufgefordert, das Leben froh zu genießen. „Denk nicht darüber nach, was morgen kommen mag. Nimm jeden Tag, den dir das Schicksal verleiht, als Gewinn!" Die weise Lebensphilosophie gilt auch für die minder bemittelten Klassen. „Nicht nur der, der Vieles besitzt, soll der Glückliche genannt werden. Mehr Recht auf diesen Namen hat derjenige, der die wenigen Gaben des Himmels weise zu gebrauchen versteht und die drückende Armut wohl zu ertragen weiß!" (Ode IV. 9. 46 . . .) Manchmal steckt etwas fatalistisch Verzichtendes hinter der Aufforderung zur Freude. So endigt die Ode an Dollius, der ermahnt wird, in Glück und Unglück Gleichmut zu bewahren und sich des Lebens zu freuen mit den Worten: „Wir müssen doch alle zu einer Stätte. Früher oder später fällt das Los des Schicksals und verbannt uns auf Charons Nachen." (Ode II. 3.) Die Natur ist ihm Lehrerin in seiner Lebensphilo-

sophie. „Den unfreundlichen Winter schickt Jupiter, entfernt ihn aber auch wieder. Wenn es dir jetzt auch schlecht ergeht, wird es drum doch nicht so bleiben." (Ode II. 10. 15 . . .) Auch der lachende Erbe ist Grund zum fröhlichen Lebensgenuß. „Wer weiß, ob zu dem Heute die Götter ein Morgen hinzufügen. Was du dem frohen Genusse widmest, entflieht den gierigen Händen des Erben." (Ode IV. 7. 17 . . .) „Auf, gezecht und Blumen gestreut! Wer dem Erben zuliebe spart, gleicht einem Verrückten." (Brief I. 5. 13 . . .) Am bekanntesten und beliebtesten von seinen Worten ist wohl die kurze Aufforderung: „Carpe diem!" (Ode I. 11.)

Zahlreiche Sprüche ähnlichen Inhalts ließen sich noch anführen, die in allen Variationen immer wieder den gleichen Gedanken zum Ausdruck bringen: Das Leben ist um des Lebens willen schön und lebenswert; und nur innere Zufriedenheit macht glücklich! Daß diese Realphilosophie dem allgemein menschlichen Empfinden entspricht, beweist die unversiegliche Wirksamkeit der horazischen Dichtung.

Literaturangabe:

Q. Horati Flacci Carmina, recensuit Fr. Vollmer, Leipzig, 1910.

Horaz, Sämtliche Werke, übersetzt und erläutert von Ernesti, München, 1827.

Horaz, Sämtliche Werke, übersetzt von H. Voß, Leipzig, Reklam.

Horaz, Oden und Epoden, bearbeitet von Dr. Menge, Berlin, 1899.

Horaz, Oden und Epoden, erklärt von C. W. Nauck, Leipzig, 1889.

W. Gebhardi, Ein ästhetischer Kommentar zu den lyrischen Dichtungen des Horaz, Paderborn, 1902.

Fr. Jakob, Horaz und seine Freunde, Berlin, Hertz, 1852.

Ed. Stemplinger, Horaz im Urteil der Jahrhunderte, Leipzig, 1931.

Ed. Voß, Die Natur in der Dichtung des Horaz, Düsseldorf, 1889.

W. Teuffel, Römische Literatur, Leipzig, 1910.

A. Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur III, Freiburg i. Br., 1902.

O. Immig, Vom Wesen und Wirken des Augusteischen Geistes, Leipzig, 1931.

Neuburger-Pagel, Handbuch der Geschichte der Medizin I, Jena 1903.

A. Corn. Celsi De medicina libri VIII Corpus med. latin. Vol. I, Leipzig, 1915.

A. Corn. Celsus, Ueber die Medizinwissenschaft, übersetzt und erklärt von Schelle, Braunschweig, 1906.

B. Peyer und H. Remund, Medizinisches aus Martial, Zürich, 1928.

Edm. Dupouy, Medecine et Moeurs de l'ancienne Rome, Paris, 1891.

Th. Meyer-Steineg, Geschichte des röm. Aerztestandes, Kiel, 1907.

Jul. Rosenbaum, Geschichte der Lustseuche im Altertum, Berlin 1904.

Rod. del Castillo, Die Augenheilkunde in der Römerzeit, übersetzt von Max Neuburger, Leipzig und Wien, 1907.

Lebenslauf.

Als Tochter des Fabrikdirektors Ludwig Winzen wurde ich am 7. November 1908 zu Niederau bei Düren geboren. Ich besuchte das katholische Lyzeum zu Düren und das dortige städtische Oberlyzeum, wo ich Ostern 1929 die Reifeprüfung ablegte. Mein erstes vorklinisches Studiensemester verbrachte ich in Bonn, das zweite in Berlin, das dritte in Innsbruck und das vierte und fünfte wieder in Bonn. Hier bestand ich am 25. Juli 1931 das ärztliche Vorexamen.

Von den nun folgenden sechs klinischen Semestern verbrachte ich eins in Freiburg, zwei in Innsbruck und die übrigen bis zur Ablegung meines medizinischen Staatsexamens in Düsseldorf.

An dieser Stelle möchte ich es nicht versäumen, Herrn Prof. Dr. W. Haberling für die Ueberlassung, Förderung und Durchsicht der Arbeit meinen herzlichsten Dank auszusprechen.